

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 14 (1988)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Bibliographie critique

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN - BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE**Gehen oder bleiben ? Volksschullehrer im Zweifel**
Charles LandertIPSO, Praxisbezogene Sozialwissenschaft 2, Zürich, 1985, 120 Seiten
Preise : SFr. 22.50*Trude Hirsch, Erziehungsdirektion des Kantons Zürich*
Pädagogische Abteilung, CH - 8090 Zürich

Nur ein Fünftel der Thurgauer Volksschullehrer ist 10 Jahre nach der Diplomierung als Primarlehrer noch an einer Thurgauer Volksschule, d.h. an der Primar-, Real-, Sekundar- oder Sonderschule, tätig. Die Abgewanderten haben zumeist entweder eine Weiterbildung mit einem neuen Berufsziel begonnen bzw. stehen bereits in einem neuen Beruf oder haben sich als Hausfrau bzw. -mann der eigenen Familie zugewandt. Charles Landert geht Bedingungen dieser Abwanderung nach. Er gehört selbst zu den abgewanderten Volksschullehrern: Nach drei Jahren Berufspraxis mit dem Thurgauer Primarlehrerpatent studierte er an der Universität Zürich Sozialpsychologie und leitet heute das Ressort "Befragungen" am IPSO-Institut für praxisorientierte Sozialwissenschaft. Die Publikation ist eine überarbeitete Fassung seiner Lizentiatsarbeit.

Die Beweggründe, die Volksschullehrer zum Aufgeben des Berufes veranlassen können, sind vielfältig. Landert betrachtet die Abwanderung der Volksschullehrer aus organisationssoziologischer Perspektive. Er wertet sie als Verlust für die Schule und stellt sich die Frage, ob und inwiefern die Schule selbst zu diesem Verlust beiträgt. Um eine Antwort darauf zu erhalten, untersucht Landert mittels einer Umfrage Berufswahl, Berufsausbildung, Berufseinstieg, berufliche Belastungen und Berufszufriedenheit von Volksschullehrern. Die Ausgrenzung der für die berufliche Zufriedenheit vermutlich relevanten Arbeitsbereiche ist anhand von Explorationsgesprächen mit amtierenden und ehemaligen Volksschullehrern getroffen worden.

In der 1983 durchgeführten postalischen Fragebogenerhebung mit hauptsächlich geschlossenen Fragen sind alle noch erreichbaren 726 Absolventen auf dem seminaristischen Weg der Patentjahrgängen 1973 - 1982 am Seminar Kreuzlingen, davon 60 % Frauen, angeschrieben worden. Erfasst sind also sowohl die Lehrer, die im Beruf gebliebenen sind, wie auch die abgewanderten. Die sonst so seltene Möglichkeit zu Vergleichen zwischen gebliebenen und abgewanderten Lehrern, die damit gegeben ist, zeichnet diese Untersuchung aus. Die Rücklaufquote von 46 % ergab keine gravierenden

Verzerrungen zur Grundgesamtheit hinsichtlich Patentjahrgang, Geschlecht und Berufstätigkeit zum Zeitpunkt der Befragung.

Unterschiede zwischen Berufsabgängern (Hochschulabsolventen, Berufswechsler, Hausfrauen) und gegenwärtig amtierenden Volksschullehrern zeigen sich in der Einschätzung der Belastungen im Lehrerberuf: Berufswechsler halten die generelle berufliche Belastung des Lehrers deutlich häufiger für hoch als amtierende Volksschullehrer. Die Kontakte mit Kollegen, mit Eltern und mit Behörden erleben Berufsabgänger ebenfalls teils häufiger und teils stärker als eine Belastung. Sie signalisieren jedoch eine deutlich grössere Reformbereitschaft. Berufswechsler und Hochschulabsolventen sind deutlich seltener als die amtierenden Volksschullehrer mit dem Lehrerberuf sehr zufrieden. Allerdings sind auch die amtierenden Volksschullehrer diesbezüglich nicht homogen: Beruflich sehr zufrieden sind drei Viertel der Unterstufenlehrer, hingegen knapp drei Fünftel der Mittelstufenlehrer und nur zwei Fünftel der Reallehrer.

Urteilen die Berufsabgänger retrospektiv nur deshalb schärfer als die amtierenden Lehrer über ihre gegenwärtige Lage, weil ein solches Urteil für die eigene berufliche Existenz der abgewanderten Lehrer keine Folgen mehr hat? Landert selbst sieht diesen und ähnliche methodologischen Einwände gegen seine Befunde. Doch dürfte mit einem solchen Einwand nicht grundsätzlich in Zweifel gezogen sein, dass Probleme der beruflichen Belastung mitspielen, wenn sich ein Volksschullehrer die Frage "Gehen oder bleiben?" stellt. Darauf verweisen auch die Randauszählungen einiger Fragen, die Beweggründe für und gegen eine Abwanderung aus dem Beruf sowie vorbeugende Massnahmen direkt ansprechen. Mündet doch - bildlich gesprochen - das Bedürfnis der Befragten nach Luftveränderung zumeist in eine Weiterbildung, falls nicht Aufgaben in der eigenen Familie an die Stelle beruflicher Aufgaben treten. Äussern sich die Befragten hingegen zu den Abwanderungsgründen der Lehrer generell, dann sehen sie hauptsächlich eine Überforderung im Beruf und Probleme in der Lehrerausbildung. Zu den Problemen der Lehrerbildung gehört aus ihrer Sicht die Doppelfunktion der seminaristischen Ausbildung, die nicht nur als Qualifikation zum Unterrichten an der Volksschule, sondern auch als Sprungbrett für eine weiterführende Berufsausbildung dienen kann. Die Lehrerbildung generell wird aber auch als schlecht beurteilt. Leider sind die Antworten auf diese direkten, teils offenen gestellten Fragen zur Abwanderung in der Darstellung der Umfrageergebnisse nicht leicht auffindbar, der Weg dazu über den Anhang mit den Randauszählungen aller Fragen ist oftmals schneller.

Landert deutet die Abwanderung aus dem Volksschullehrer einmal als Folge verunglückter beruflicher Sozialisation. Seine These lautet sinngemäss: Lehrer haben in ihrer eigenen Schulzeit gelernt, sich an Werten und Normen zu orientieren, die heute nicht mehr tauglich sind. Während der Berufsausbildung ist ihnen ihre Rolle als Lehrer in Gesellschaft, Gemeinde, Schulhaus und Klasse nicht durchsichtig geworden. Das führt dazu, dass die Berufspraxis eine Zeit der Überforderung, Niederlagen und Enttäuschungen

wird. Eine zweite Deutung, deren Verhältnis zur ersten Deutung nicht thematisiert wird, ist diejenige der Abwanderung als Folge eines grundlegenden Einstellungswandels. Dieser These zufolge sieht ein ausgebildeter Primarlehrer heute in der Tätigkeit an der Volksschule nicht mehr seine Lebensaufgabe. Volksschullehrer sein wird vielmehr zu einer biographischen Phase, d.h. einer Phase unter anderen in der Berufslaufbahn. Beide Thesen sind interessant. Diese Thesen haben allerdings durch die referierten Ergebnisse lediglich eine gewisse Plausibilität gewonnen. Es muss erstens bedacht werden, dass keine konkurrierenden Interpretationen der Befunde diskutiert sind. Zweitens sind die Thesen durch die Umfrageergebnisse nur schwach gestützt, weil der Bereich möglicherweise relevanter Faktoren für ein Gehen oder Bleiben im Volksschullehrerberuf nicht weiter gefasst ist, und das relative Gewicht arbeits- und berufsinterner wie auch berufsexterner Faktoren nicht untersucht ist. Beispielweise verbindet Landert selbst die wesentlich geringere Abwanderung der Sekundarlehrer im Kanton Thurgau nicht etwa mit einer geglückten beruflichen Sozialisation oder einer unveränderten Grundhaltung zum Beruf als Lebensaufgabe, sondern mit Faktoren der Berufswahl und -ausbildung, wenn er schreibt: "Die Investition, die ein Sekundarlehrerstudium darstellt ist einerseits zu gross, um nach ein paar Jahre gleich wieder aus dem Schuldienst auszutreten. Andererseits kommt der Entschluss, Sekundarlehrer zu werden, in der Regel aufgrund einer Evaluation verschiedener Alternativen zustande, was beim Primarlehrerberuf nicht, oder nur in seltenen Ausnahmen der Fall sein dürfte" (Landert, 1985, p. 15). Diese These kann nun durch die Untersuchung weder gestützt noch widerlegt werden, weil die Umfrageergebnisse zumeist von Primar- Real- und Sonderschullehrern stammen. Auf weitere Aspekte, die für die Abwanderung relevant sein können wie beispielsweise die Beschäftigungslage und das relative Besoldungsniveau von Lehrern an der Volksschule wird in der Untersuchung im Rahmen eines historischen Abrisses der Abwanderungsproblematik bei Lehrern an Thurgauer Volksschulen hingewiesen.

Les Judéo-chrétiens d'aujourd'hui

Jacques Gutwirth

Les Editions du Cerf "Sciences humaines et religions", Paris, 1987, broché,
293 pp., Prix : Sfr. 37.60

*Gisela Welz, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie,
Johann Wolfgang Goethe Universität, Frankfurt am Main*

"Croire à Jésus et rester juif" : Heutige Judenchristen in den Vereinigten Staaten versuchen, diesen Widerspruch aufzulösen. Seit Anfang der siebziger Jahre nimmt dort die Zahl der Gemeinden zu, in denen sich zum Christen-

tum bekehrte Juden zusammenfinden. Die sog. messianischen Juden wollen sich nicht in die christlichen Kirchen assimilieren, sondern an ihrer jüdischen Identität festhalten.

Jacques Gutwirth legt zu diesem Thema eine aktuelle Studie vor, die über die Einordnung des Phänomens in ein Erklärungsmodell charismatisch-synkretistischer Erneuerungsbewegungen, wie es in der Religionsethnologie gängig ist, hinausweist. Indem er eine breit angelegte Fallstudie im "post-urbanen" Milieu des californischen San Fernando Valley im Umfeld von Los Angeles ansetzt, wird der Kausalzusammenhang zwischen der Konstruktion solcher identitätsspendenden Gemeinschaften und den Lebensbedingungen in nachindustriellen Ballungsräumen erstaunlich transparent. Gutwirth beschreibt das Fehlen von Räumen und Zeiten der lokalen Öffentlichkeit in den auseinanderfließenden Siedlungsgebilden des Ballungsgebiets von Los Angeles, wo sich eine automobilen Bevölkerung in ständiger Bewegung zwischen Wohnstandorten, Arbeit- oder Bildungsstätten und Konsumangeboten befindet. Die soziale Verortung läuft über die berufliche Position; Kleinfamilien ohne verwandtschaftliche oder nachbarschaftliche Bezüge leben isoliert nebeneinander. Gerade für jüngere jüdische Zugezogene aus dem Unteren Mittelstand, die eher an den Rändern des "establishment" anzusiedeln sind und von den gegenkulturellen Strömungen der sechziger und siebziger Jahre berührt worden sind, stellen die messianischen "Tempel" und Synagogen ein nicht zu unterschätzendes Identitätsangebot dar. Gesellige Anlässe rahmen die Gottesdienste ein; die religiösen Handlungen selbst erzeugen durch gemeinschaftliche Rituale und ekstatische Partizipation "communitas", die persönliche Krisensituationen auflöst und die soziale Bindung an die Gruppe der Gläubigen stärkt. Die Gemeinden haben den Charakter von "sozioreligiösen Netzwerken" (Gutwirth) mit einer starken Fluktuation der Mitglieder, organisatorischer und orientierungsmässiger Instabilität und einer hohen Bereitschaft zur selektiv-innovativen Aneignung traditioneller Angebote: d.h. sie bilden die Bedingungen ihres gesellschaftlichen Umfeldes ab, die sie ja zu überwinden bemüht sind.

Gutwirth wertet den Aufbau dieser Gemeinden als kulturelle Leistung. Sie erhalten die ethnische Identität ihrer jüdischen Mitglieder und nehmen gleichzeitig jene Ausdrucksformen einer charismatischen, affektiven, ekstatischen und wundergläubigen Religion auf, die auch im protestantischen Mittelstand der Vereinigten Staaten zunehmend an Bedeutung gewinnen. In seiner Studie steht der Begriff der "recomposition" für die Zusammenfügung disparater Elemente, die Wiedervereinigung des Getrennten. "Recomposition" meint zweierlei: einmal die kulturelle Kreativität, die auch und vielleicht gerade im postindustriellen Kontext freigesetzt wird, um soziokulturelle Mängel zu überwinden und neue Formen identitätsbildender Kommunitäten zu schaffen, zum anderen aber auch die spezifische Bedeutung einer seit der Urkirche nicht mehr dagewesenen Zusammenführung von Christentum und Judentum. Hier trifft sich Gutwirths Forschungsintention, die die spezifische kombinatorische Dimension messianisch-jüdischer Liturgie am Ausei-

inanderfallen von jüdisch geprägter Form und christlichen Inhalten aufzeigen kann, mit der Motivation vieler Anhänger der von ihm untersuchten Gemeinschaften : Es geht um den Beweis einer Vereinbarkeit der beiden Religionen - ein Ziel, das in einem Spannungsfeld anzusiedeln ist zwischen der Stigmatisierung von Konvertiten im Judentum einerseits und den Befürchtungen einer "Judaisierung" des Christentums andererseits, die sich in der Frage "How Kosher Can Christianity Get ?" Luft machen.

Gutwirth hat die autobiographischen Berichte der Anhänger, aus denen er teilweise zitiert, vor allem im Hinblick auf Regelmäßigkeiten der Konversionserfahrung analysiert. Diese Autobiographien geben kaum Aufschluss über die für eine Untersuchung neureligiöser Phänomene in der ausgehenden Moderne so zentrale Wechselbeziehung zwischen Alltagswelt und neuen "spirituellen" Wirklichkeitskonstruktionen. Nur wenn das neue Modell von spiritueller Wirklichkeit mehr ist als eine freizeittherapeutische Flucht aus dem krisenhaft empfundenen Alltag, kann von einer tragfähigen, identitätsstiftenden Neuorientierung gesprochen werden. Fehlt diese Reziprozität im Fall von messianischen Gemeinden wie dem Temple Beth Emanuel in Beverly Hills, später umbenannt in Ahavat Zion Synagoge, wo Gutwirth intensiv und langfristig als Feldforscher gearbeitet hat ? Stehen Engagement, Kommunikationsdichte und Identitätsbestätigung im sozioreligiösen Netzwerk verbunden neben einem in sich nicht veränderten Alltagsleben und geraten so zur blossen Entlastungsfunktion ? Die Studie bestätigt dies implizit und gibt damit ein weiteres Beispiel für die fragmentarische Auflösung verbindlicher Konstruktionen von Wirklichkeit, wie sie die "Postmoderne" kennzeichnet.

Aufschlussreich sind darüber hinaus Informationen, die das Phänomen in historische Kontexte einbetten und insbesondere die gewandelte soziale Stellung jüdischer Amerikaner und den Wertewandel in der amerikanischen Gesellschaft seit den sechziger Jahren in das Erklärungsmodell einbeziehen. Auch werden die Bemühungen auf nationaler Ebene, eine jüdisch-christliche Konfession zu schaffen, die die heute noch sehr heterogene Subkultur vereinheitlichen würde, detailliert beschrieben und analysiert. Gutwirth zieht es offensichtlich vor, die Gesamtheit der Gemeinden nicht als soziale Bewegung zu verstehen, die Tendenzen zur Institutionalisierung zeigt, sondern stattdessen den von Bourdieu geprägten Begriff des "religiösen Feldes" einzusetzen. Das "religiöse Feld" gewinnt seine Dynamik aus den Transaktionsbeziehungen zwischen religiösen Spezialisten und Laien einerseits und Konkurrenzbeziehungen zwischen religiösen Spezialisten andererseits. Letzteres ist insbesondere vor dem Hintergrund intensiver Beziehungen zwischen messianischen Juden und anderen Gemeinschaften, insbesondere nichtmessianischen Konvertiten, jüdischen Gemeinden (insbesondere chassidischen Gruppen) und protestantischen Freikirchen zu verstehen.

Konversionserfahrung, Sektenbildung, charismatische Führerschaft : das sind Topoi, wie sie aus der Religionsethnologie und Vergleichenden Religionswissenschaft bekannt sind. Was Gutwirths Studie darüber hinaus für

eine Sozial- und Kulturanthropologie komplexer Gesellschaften wertvoll macht, ist seine gelungene Einordnung des Phänomens in den Zusammenhang sich auflösender sozialräumlicher Bindungen in nachindustriellen Gesellschaften. Die ausserordentlich gut lesbare Untersuchung ist von daher gerade auch als Beitrag zur Analyse der "postmodernen" Eliminierung von Urbanität in grossstädtischen Ballungszentren zu verstehen.

Faut-il "faire la folle" pour être entendue ?
Franca Ongarelli Loup

Annales du Centre de Recherche Sociale, No 24, Genève, Institut d'Etudes Sociales, octobre 1987, broché, 160 pp., Prix : Sfr. 25.-

*Rosita Fibbi, Faculté des Sciences Sociales et Politiques,
Université de Lausanne, CH - 1015 Lausanne*

L'Institut d'Etudes Sociales de Genève vient de publier le travail de diplôme de Franca Ongarelli Loup : l'auteur se propose d'analyser les relations entre deux pôles de la réalité migratoire : le premier, dominant, celui de la condition de la femme immigrée ; le deuxième, celui de la maladie psychique.

Cette étude s'insère ainsi dans une "tradition" des études suisses qui, en effet ont été les premières en Europe à prêter attention à la problématique féminine dans la migration, jusque là tout à fait négligée ; rappelons la publication en 1975 du "Manifeste de la femme immigrée" ou le livre de Katharina Ley, "Frauen in der Emigration", paru en 1979, les deux textes ayant pour caractéristique d'être portés par un regard et une préoccupation militants tout en se voulant des ouvrages scientifiques. F. Ongarelli Loup rompt le silence qui s'était installé depuis en Suisse, et renoue avec les caractéristiques des ouvrages précités.

L'itinéraire de la femme immigrée est ici parcouru au travers d'interviews biographiques de six femmes italiennes de condition ouvrière : cette approche permet à l'auteur de ne pas tomber dans le piège, classique au demeurant dans les études sur la migration, de ne s'intéresser qu'aux événements postérieurs à l'arrivée dans le nouveau pays. A titre d'exemple, citons une note de recherche "Transnational Migration and Health a Research Note" publiée par la Revue Suisse de Sociologie (Mary Haour-Knipe, 1986, Vol. 12, No 2, pp. 301-317) sur la maladie ou du moins le malaise psychosomatique des femmes migrantes américaines de condition sociale complètement différente de celle des femmes étudiées ici. L'horizon temporel analysé y est limité à la phase immédiatement successive à la migration pour y déceler des symptômes pathologiques, sans prendre en considération le background cul-

turel et social des personnes interrogées, ni le vécu précédant la migration. Par contre F. Ongarelli Loup s'efforce de considérer les changements qui ont lieu dans le nouveau contexte comme une suite de jalons posés avant la migration et comme conséquence de l'interaction, de l'articulation, plus ou moins bonne, entre les influences, les valeurs nouvelles, les valeurs structurantes pour l'individu propres au contexte d'origine.

S'il est vrai que la migration reste malgré tout conçue comme le passage de la tradition, à valence négative, à la modernité, à forte connotation positive, l'auteur tempère ici le paradigme classique du parcours de la femme immigrée comme celui de l'accès à la modernité à travers l'emploi et la contraception. En effet la notion de modernité n'est pas directement abordée, probablement parce que les itinéraires analysés semblent constituer des exemples de l'impossibilité d'y parvenir. Toute l'attention se porte alors sur le contexte d'origine, la situation de départ. La thèse explicitement proposée est que les femmes sont dépossédées de la décision même de la migration. Mais l'auteur nous montre toute une gradation de situations : on y entrevoit l'écheveau de contraintes sociales et économiques qui pèsent sur les décisions individuelles de migration, on y aperçoit les femmes interviewées partager avec les membres de la famille le projet de ne plus subir de telles conditions, même si les individus acteurs de la décision sont dotés d'un pouvoir inégal. Ces femmes ne parviennent pas tant à maîtriser la décision de migrer que les conditions dans lesquelles la migration va se faire. Ainsi une des femmes interrogées conçoit dès le début le fait de quitter son village comme un moyen de se soustraire aux contrôles sociaux traditionnels : sa décision est une manière de vouloir échapper à l'oppression qui pèse sur les femmes dans son village d'origine. Dans l'ensemble, on pourrait dire que les facteurs déterminants de ces parcours biographiques ne sont pas avant tout ceux liés à la production mais plutôt ceux liés à la sphère de la reproduction sociale.

Cette manière "nouvelle" de traiter la décision de migration contraste par contre avec la façon dans laquelle est présentée la culture d'origine, ou mieux, la tradition, un peu trop rapidement conçue comme le résultat seul d'un conditionnement religieux à l'exclusion, par exemple, des influences socio-économiques. En conséquence la culture d'origine apparaît comme un ensemble de normes statique, un répertoire, donné une fois pour toutes, de réponses possibles aux différentes situations dans lesquelles peuvent se trouver les individus. On perçoit mal d'ailleurs s'il en va ainsi pour tout migrant ou si telle est plus spécifiquement la situation des femmes interrogées, des femmes en traitement psychiatrique.

Nous sommes amenés à suivre le parcours de ces femmes à travers une alternance continue d'extraits de leurs récits biographiques et de mises en perspective de la part de l'auteur. Cette présentation comporte le remarquable avantage de faire partager au lecteur l'empathie avec des vécus bouleversants d'intensité en même temps que le regard de l'observateur, nécessairement un peu en retrait par rapport au trop plein d'émotions dans la tentative de comprendre la réalité au delà du cas spécifique observé. Le découpage

des récits en différents thèmes et leur regroupement en fonction de ces derniers ne permet plus de déceler l'importance relative attribuée, par les sujets eux-mêmes ou par l'observateur, à ces facteurs dans l'apparition de syndromes qui ont été qualifiés de pathologiques. L'on perd ainsi de vue la singularité de l'itinéraire de chacune des personnes interrogées. Cela peut paraître un peu gênant mais est cohérent avec l'objet explicite de la recherche qui n'est pas de remonter aux causes profondes de ces malaises, de tester des hypothèses étiologiques.

Toutefois il nous paraît qu'une réponse implicite est donnée à ce type de questionnement : elle rejoint la thèse du "choc culturel" en posant que plus est grande la distance entre la culture d'origine et la société d'immigration, plus le dépassement des difficultés d'adaptation s'avère coûteux pour le migrant. L'auteur réfute par contre explicitement l'idée suggérée par l'hypothèse du choc culturel que ces problèmes d'adaptation seraient typiquement associés au début de l'expérience migratoire. Elle propose de considérer que les effets de la distance culturelle peuvent se révéler même après un long séjour dans le nouveau contexte, justement à cause de ce répertoire limité de réponses aux situations de crise que le modèle culturel d'origine fournit aux femmes émigrées.

Le parcours de la femme immigrée est ainsi caractérisé non seulement par la déchirure du départ : F. Ongarelli Loup le compare implicitement à une oeuvre constante de rapieçage de la déchirure, à des tentatives réitérées de raccorder dans le tissu de la vie une chaîne initiale et une trame dont les fils ont été acquis entre autres dans l'expérience migratoire.

L'auteur délaisse l'analyse étiologique pour porter attention aux modalités que prennent les dérapages sociaux et psychiques des femmes rencontrées. Elle se concentre sur quelques aspects de la prise en charge en s'efforçant d'avancer une thèse, à savoir que la psychiatisation, notamment médicalisée, est une réponse inadéquate, parce que fondamentalement ethnocentrique, à l'inadéquation des modèles culturels par rapport au nouveau contexte. Cet "ethnocentrisme inadéquat" devient particulièrement évident chez le psychiatre qui, partageant la langue du migrant, croit ou prétend en connaître le background culturel.

Les récits témoignent des tentatives de ces femmes d'exprimer leur désarroi, leur interminable recherche d'équilibre sur les plans affectifs et social, avant d'être replongées dans ce silence qu'est l'écoute distante accordée à ceux qui "déraisonnent". Seront-elles entendues ? le doute reste. Au moins leur dérapage les a rendues visibles socialement. Cette nouvelle visibilité oblige le contexte à réagir, à sortir de son indifférence et à ... organiser soigneusement leur mise à l'écart. La résignation dont elles font preuve témoigne du paradoxe de leur intégration au "nouveau" contexte par le biais de leur marginalisation.

Bevölkerung und Sozialstaat. Szenarien bis 2050
Peter Findl, Robert Holzmann & Rainer Munz

Manzsche Verlags und Universitätsbuchhandlung, Wien, 1987, Broschiert,
137 Seiten, Preise : S. 192.-

Ellen B. Hill, Institute for Social Welfare Research
ISTISS, CH - 6654 Cavigliano

Since the first part of this essay appeared in Vol. 13, N. 1, 1987, another pertinent publication came to our attention which we would like to add to the ones we have reviewed. It deals with the newest, most passionately debated aspect of social expenditures, those for the aged. "Bevölkerung und Sozialstaat" turns to the problems of the development and financing of the Welfare State (the latter amounting to appr. 30 % of the total public spending) to be attributed to a great extent to the ever increasing number of persons in retirement, when those partaking in the production process are constantly diminishing.

The statistics underlying the trend can surely be trusted, as two of the authors are part of the Austrian government's Statistical Office, respectively of the Austrian Academy of Sciences' Institute for Demography. The increase in the non-working population, bound to endanger the welfare provisions as currently conceived, and the preoccupation with the role ascribed to the younger generation are the main concerns of the study. Demographic developments in Austria are much the same as in all highly industrialized nations ; thus, an ongoing diminution of births, an assured prolongation of the life span, further immigration for political and economic reasons are the factors that will influence social expenditures without fail, while decisions concerning the choices amongst programs are much less predictable.

Although financing of education and family can be reduced, a growing GNP, at a minimum of 5 %, will be necessary to make up for the rising social cost when presently it is not even matching the rate of expenditures. It would take in effect these 5 % of increase per year to support those already born today by the year 2051, when they will retire. Flexibility in social policy is therefore the condition sine qua non of future adequate welfare measures. In practical terms this means : first of all reducing the staggering medical costs, sustaining a high occupational level and at the same time the real integration of immigrants, and lastly the extended use of private insurance on the part of the upper income strata.

The reviewer cannot help but ask : will these recommendations be heard, and if so, will they succeed to give the welfare state a new lease on life ?

L'Europe des modes de vie
Victor Scardigli

Editions du CNRS, Paris, 1987, 140 pp.

*Ellen B. Hill, Institute for Social Welfare Research
ISTISS, CH - 6654 Cavigliano*

L'année 1992 approchant à grands pas, l'oeuvre nous semble d'un intérêt exceptionnel. Existe-t-il une Europe occidentale ? Ou plutôt une civilisation occidentale ? Ou une nouvelle société post-industrielle ? S'il y a une Europe, quels sont ses modes de vie ou a-t-elle un seul mode de vie ? La recherche comprend un grand nombre de statistiques qui comparent tout ce qu'il peut y avoir comme faits, comme opinions, comme situations sociales, comme attitudes envers une multitudes d'objets et cela dans tous les pays faisant partie de notre vieille Europe, exception faite des pays du COMECON.

Partant des années septante, de l'unité et de la diversité des modes de vie, l'auteur constate des contrastes économiques et une lutte pour une influence culturelle croissante pendant que les pays méditerranéens perdent à la longue. Bien que le développement économique donne une plus grande abondance à la population européenne, un désarroi est fondé en partie sur la réduction des différences et en même temps sur la croissance des inégalités. L'accroissement de la population ainsi que les migrations nationales et internationales produisent des individus toujours plus déracinés et sans pouvoir sur leur propre sort ; les tentations de l'ère post-industrielle créent des besoins sans limite.

Cela nous amène au changement des années 80 avec ses statistiques écrasantes, vers une vie quotidienne vouée à la consommation qui s'étend à toutes les populations, bien que les modes de vie spécifiques peuvent différer dans les différentes nations. Scardigli note par exemple les résistances des habitudes alimentaires. Le logement devient le refuge de la vie personnelle, mais en même temps l'espace commence à devenir problématique, en partie parce que la voiture change le rythme de la vie quotidienne et l'utilisation de l'espace. La révolution post-industrielle renforcera l'importance de l'éducation pour l'emploi futur ; les mass media, particulièrement la télévision, accentueront les aspects super-nationaux des habitudes quotidiennes.

L'importance du travail en tant que facteur de l'intégration sociale devient visible avec la croissance irrésistible du chômage. Dans ce cas aussi la tradition culturelle est décisive ; il en est ainsi également des représentations concernant le travail de la femme qui change en effet sa place dans la société.

Quant à l'expression des sentiments, Scardigli note deux systèmes de pensée, au-delà de la place principale occupée par la confiance-méfiance dans

les différentes sociétés. En ce qui concerne les centres d'intérêts, les préoccupations prééminantes des jeunes ne sont plus les mêmes non plus, et on peut aussi parler de structures d'opinion au niveau national. La foi dans les techniques avancées comme la crainte de ce développement sont elles également liées à l'histoire des populations.

Finalement l'oeuvre arrive aux conclusions principales suivantes : l'Europe divisée au XIXe siècle entre régions prospères et régions pauvres a attendu jusqu'aux années 70 de notre siècle pour s'unifier visiblement. Cela ne veut pas dire que les différences aient disparu bien que les modes de vie se ressemblent toujours plus. La régression des cultures traditionnelles a été accompagnée de l'essor d'une même culture de consommation, l'abondance matérielle étant conçue comme la voie vers le bonheur. De l'autre côté on peut constater déjà que les sociétés qui ont accompli plus tôt leur industrialisation sont aussi celles dont le regard est tourné vers l'avenir scientifique, ses conséquences probables et des modes de vie en conséquence. Cela pourrait amener à une plus grande similarité des cultures ou à des résistances plus grandes. On peut aussi prévoir que la situation de l'Europe occidentale dans un monde où elle n'est plus le centre économique et culturel, influencera le comportement de ses parties constitutives. C'est par sa volonté à la démocratie que selon l'auteur, l'Europe aujourd'hui encore divisée, pourra à la longue s'unifier pour défendre un ordre politique commun.

Scardigli spécialiste du futur nous a convaincus. Espérons qu'il a raison.

Gesellschaft, Handlung und Raum
Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeografie
Benno Werlen

Franz Steiner Verlag Wiesbaden, Erdkundliches Wissen, Band 89, Stuttgart,
1987, 315 Seiten, Kart., Preise : DM 56.-

*Markus Simon, Geograf, Stab für Gesamtverkehrsfragen,
Bubenberplatz 11, CH - 3003 Bern*

Die nachfolgende Buchbesprechung ist vor allem als Inhaltsübersicht zu verstehen. Die verwendete Fachsprache macht das Buch vorwiegend nur theoretisch interessierten Soziologen voll zugänglich. Das ist zugleich auch der grösste Mangel dieses Buches, das sich mit einem stark interdisziplinären Thema befasst und in einer Schriftenreihe erschienen ist, die sich auch an die Praxis richtet. Gerade in einem mehrsprachigen Land mit einer sehr begrenzten sozialwissenschaftlichen Forschungskapazität wünschen wir uns junge Wissenschaftler, die sich dem Stellenwert der interdisziplinären Kom-

munikation wissenschaftlicher Arbeiten besser bewusst werden. Das Lesen von Fachbüchern darf ruhig auch Spass machen !

Der Titel dieses Buches weist stichwortartig auf den bearbeiteten Themenkreis hin. Der Untertitel "Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeografie" zeigt unmittelbar das Anliegen des Autors auf, die sozialgeografische Thematik handlungs- und nicht verhaltenstheoretisch anzugehen. Der handlungstheoretische Ansatz wird als die bessere Möglichkeit dargestellt, um folgende, weiterhin existierende Frage, zu beantworten : "Wie kann sinnvoll eine Gesellschaftsforschung betrieben werden, die die Bedeutung der erdräumlichen Dimension für den sozio-kulturellen Lebenskontext nicht unbeachtet lässt und die für die in diesem Zusammenhang entstehenden Probleme wie Territorial- und Nutzungskonflikte, regionale Disparitäten usw. erfolgreiche Lösungsvorschläge unterbreiten kann ?".

Das Ziel der Arbeit von Benno Werlen - er hat im Hauptfach Geografie studiert und ist heute am Geografischen Institut der Universität Zürich-Irchel tätig - ist, die Grundlagen und Voraussetzungen für eine konsequente handlungstheoretische Neuorientierung der Sozialgeografie auszuleuchten. Er spricht bei der Rezeption sozialwissenschaftlicher Theorien in der Sozialgeografie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, von Inkonsistenz und bezeichnet die aktuelle fachtheoretische Situation als "synkretistisch". Das vorliegende Buch soll deshalb dazu beitragen, die sozialwissenschaftliche Handlungstheorie zur Basiskonzeption für die Erforschung der objektiven Raumstrukturen, ihrer Herstellungs- und Nutzungsprozesse sowie des "Mensch-Umwelt-Verhältnisses" zu machen.

Im logisch gut aufgebauten Buch erläutert und erklärt B. Werlen in Kapitel 1 die Grundbegriffe "Verhalten" und "Handeln/Handlung" und argumentiert, weshalb der handlungstheoretische gegenüber dem verhaltenstheoretischen Forschungsansatz den Vorzug bekommen sollte ; nämlich deshalb, weil die sozialgeografische Zielsetzung, Gesellschaftsforschung unter spezieller Berücksichtigung der erdräumlichen Dimension zu betreiben, weiterhin beibehalten werden kann. Gleichzeitig ist es nicht zuletzt im Hinblick auf die empirische Gesellschaftsforschung notwendig, ein vertieftes Verständnis über die menschlichen Erkenntnis- und Handlungsweisen zu gewinnen.

In Kapitel 2 sind die Untersuchungen auf diesen Problemkreis gerichtet, und der Autor formuliert die These, dass der Kritische Rationalismus von K.R. Popper die konsequenteste Metakonzeption handlungstheoretischer Sozialforschung in objektiver Perspektive darstellt. Geht Popper aber davon aus, dass sie soziale Welt unabhängig (objektiv) von den Absichten der Handelnden besteht, so fragt A. Schütz danach, wie diese Objektivität (oder besser : Intersubjektivität) zustande kommt. Dies führt zur Hypothese, dass man handlungstheoretische Ansätze metatheoretisch begründet danach ordnen kann, wieviel von der sozialen Wirklichkeit jeweils eingeklammert bzw. unbeachtet gelassen wird. Das Ordnungskriterium bildet demzufolge das

Einklammerungsmass, aufgrund dessen in einer Handlungstheorie die Gesellschaft erforscht werden kann.

In Kapitel 3 wird versucht, aus dem zur Zeit breiten Spektrum von handlungsorientierten Theorien eine gezielte Auswahl zu treffen und die ausgewählten Ansätze zu systematisieren. Die Untersuchung der sozialwissenschaftlichen Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeografie bezieht sich primär auf die Arbeiten von V. Pareto, M. Weber, T. Parsons und A. Schütz.

In Kapitel 4 wird aufgrund der vorangehenden Erkenntnisse ein Vorschlag für die formale Erweiterung sozialwissenschaftlicher Handlungsmodelle unterbreitet. Es betrifft dies die Berücksichtigung der räumlichen Dimension der physischen, mental/subjektiven und sozialweltlichen Bezugsbereiche menschlicher Handlungen. Anschliessend geht es um die Analyse der sozialwissenschaftlichen Forschungskonzepte, u.a. mit dem Ziel, Anknüpfungspunkte zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Sozialgeografie im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Forschung zu finden.

Im fünften und letzten Kapitel wird die Suche nach möglichen Anknüpfungspunkten für die handlungstheoretische Neuorientierung fortgesetzt. Für die systematische Integration der sozialgeografischen Theorie in eine umfassende Gesellschaftstheorie ist es dabei unumgänglich, die bisherigen Vorschläge zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Sozialgeografie (Babek, Hartke, Bartels, Wirth, Sedlacek) der Kritik auszusetzen und aufgrund vorgängig erarbeiteter Kriterien auf mögliche Fehlkonzeptionen hinzuweisen.

Benno Werlen kommt zum Fazit, dass das Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung stark vom gewählten Bezugsschema abhängt. Grenzen und Möglichkeiten sind genau abzuklären und zudem ist sehr darauf zu achten, dass im Hinblick auf die Konsistenz der Argumentation, die Sinnbeziehungen aller verwendeter Begriffe und Konzepte durchgehend die gleichen bleiben. So ist er denn bestrebt, durch das Formulieren von 8 Thesen eine Richtlinie für eine handlungstheoretische Sozialgeografie zu umreissen, ist sich dabei aber ganz klar bewusst, dass weitere theoretische Anstrengungen und empirische Untersuchungen nötig sind, um mit den Ergebnissen die bestehenden Gesellschaftstheorien um die sozialgeografische Komponente erweitern zu können.

Die 8 Thesen lauten :

1. Zur Erreichung ihres Forschungsziels sollte die Sozialgeografie handlungstheoretisch und nicht verhaltenstheoretisch entworfen werden.
2. Bei Bezugnahme auf den Kritischen Rationalismus ist die Sozialgeografie als Handlungswissenschaft der objektiven Perspektive, nicht als Raumwissenschaft zu definieren.

3. Bei Bezugnahme auf die phänomenologische Metatheorie ist die Sozialgeografie als Handlungswissenschaft der subjektiven Perspektive, nicht als Verhaltenswissenschaft zu definieren.
4. Objektive und subjektive Perspektive handlungstheoretischer Gesellschaftsforschung stehen in einem komplementären Verhältnis.
5. Zweckrationale, norm- und verständigungsorientierte Handlungstheorien eröffnen zunehmend umfassendere Zugänge zur sozialen Wirklichkeit.
6. "Raumprobleme" sind als Probleme der angemessenen Definition von Raumbegriffen zu betrachten.
7. In den Sozialwissenschaften bestehen wichtige, aber noch nicht systematisierte Anknüpfungspunkte zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Sozialgeografie.
8. Die Hypostasierung von "Raum" versperrt vielen Sozialgeografen den Zugang zur Gesellschaftsforschung.

**Jenseits der Weltgesellschaftstheorien
Sozialtransformationen und der Paradigmenwechsel in der
Entwicklungsforschung
Arno Tausch**

Wilhelm Fink Verlag, München, 1987, Paperback, 995 Seiten, Prix : DM. 98.-

*Michael Nollert, Soziologisches Institut der Universität Zürich
Birchstrasse 95, CH - 8050 Zürich*

Seit Thomas Kuhn den Revolutionsbegriff auf den Wissenschaftsbetrieb ausgeweitet hat, gehört es schon fast zum guten Ton, selbst in sozialwissenschaftlichen Neuerscheinungen einen "Paradigmenwechsel" anzukündigen. Nichtdestoweniger beansprucht Arno Tausch mit seiner gewichtigen Arbeit, die er als Habilitationsschrift in Innsbruck eingereicht hat, einen theoretischen Ansatz vorgelegt zu haben, der dem dominanten Paradigma an Erklärungskraft überlegen sei. Als vorherrschendes Paradigma in der Entwicklungsforschung identifiziert er all jene Ansätze, die den Ursprung von internationalen Entwicklungsunterschieden in zwischenstaatlichen Strukturen lokalisiert haben. Dass weltgesellschaftstheoretische Ansätze, die ja vor nicht allzu langer Zeit selbst mit paradigmatischem Anspruch in die Entwicklungsforschung eingeführt worden sind, gegenwärtig eine Krise durchmachen, hat der interessierte Leser spätestens durch die Beiträge von Boeckh, Elsenhans und Senghaas erfahren.

Zu Beginn des Buches wagt Tausch den Versuch, diesen allgemeinen Diskurs über die empirische Relevanz der konkurrierenden Ansätze in der Entwicklungstheorie kritisch zusammenzufassen. Dabei wirft der Autor insbesondere der lateinamerikanischen Schule um Prebisch vor, dass sie die sozialstrukturellen Voraussetzungen der entwicklungs-hemmenden Abhängigkeitsverhältnisse ausgeblendet habe und übersehe, dass die geforderte Neue Weltwirtschaftsordnung die internen, entwicklungs-hemmenden politökonomischen Verhältnisse nicht grundsätzlich in Frage stelle. Am Ende dieses Rundgangs durch die aktuelle Entwicklungsforschung schlägt Tausch ein theoretisches Modell vor, das auf der Basis einer Kritik klassischer Dependenzansätze wieder die endogenen Determinanten des Entwicklungsprozesses bevorzugt. Unterstrichen wird diese Kritik mittels mehrerer Tabellen, die Wallersteins weltwirtschaftliche Nullsummenhypothese entkräften sollen. So gelangt Tausch zum optimistischen Ergebnis, dass die Welt unmittelbar vor dem "endgültigen Durchbruch zu einer Befriedigung der Grundbedürfnisse der grossen Bevölkerungsmehrheiten" (S. 49) steht. Abgesehen davon, dass dieser Befund wohl kaum eine breite Zustimmung finden wird, ist in diesem einleitenden Teil zu begrüßen, dass Tausch im Gegensatz zum Mainstream der Entwicklungsforschung den Begriff "Entwicklung" explizit weder auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit noch auf die Einkommensverteilung eines Landes reduziert. Vielmehr umfasse der Terminus "Humanentwicklung" zuallererst die durchschnittliche Lebenserwartung. Als zentrale Ursache für den Durchbruch zur Entwicklung wird die Implementierung des "sozial-liberalen" Entwicklungsmodells betrachtet.

Dessen Grundideen sind nach Tausch bereits im "Linzer Programm" der österreichischen Sozialdemokratie 1926 angeführt worden. In Anlehnung an Polanyis Hauptwerk bezeichnet der Terminus "Sozialtransformation" dementsprechend die Realisierung der Forderungen nach liberalen Wettbewerbs-, Familien- und Kulturpolitiken, Bevölkerungsregulierung, Agrarreformen, Sozialversicherungssystemen, der Öffnung des Bildungssystems und der Demokratisierung des Militärwesens. Die weltgesellschaftstheoretischen Ansätze, die nach Ansicht des Autors die voluntaristischen Aspekte des Entwicklungsproblems a priori vernachlässigen, werden im folgenden mit den Fallbeispielen England, Australien, Costa Rica sowie den skandinavischen und südostasiatischen Staaten konfrontiert. Diese Beispiele sollen belegen, dass sozial-liberale Reformen einen eigenständigen Beitrag zum Abbau von Defiziten in der Humanentwicklung leisten. Offensichtlich bedingte in all diesen Fällen eine staatlich organisierte Umverteilung der Lebenschancen den Entwicklungserfolg. Die anschliessenden multivariaten Analysen zeigen zudem, dass der Wachstumseffekt dieser egalitären Politiken keineswegs schlicht auf einer Expansion der Staatsausgaben beruht. Von grösserer Bedeutung für die Entwicklungsforschung ist demnach die Frage nach den Effekten qualitativer Interventionen, die sich nicht im Staatshaushalt niederschlagen müssen. Diese Argumentation verbindet Tausch leider mit der Kritik an Korpi (in *European Sociological Review*, 2, 1985), der zwar die Staatsausgaben im empirischen Teil mitberücksichtigt hat, nichtsdestoweniger aber

primär am Wachstumseffekt von Sozialausgaben interessiert ist und somit durchaus im Einklang mit dem Sozialtransformationsansatz argumentiert. In diesem Sinne dürfte bei Berücksichtigung der Debatte über die wirtschaftlichen Auswirkungen von Wohlfahrts- und Rüstungsausgaben doch angenommen werden, dass sich weniger die Staatsquote per se als die funktionale Strukturierung der Staatsausgaben in den Entwicklungsunterschieden niederschlagen. Diese Fixierung auf die Staatsquote als Indikator für den Umfang der Staatstätigkeit veranlasst Tausch dann wohl auch dazu, den Diskurs über die ambivalente Rolle der Staatsausgaben erst nach ca. 800 Seiten wiederaufzunehmen und auf knappen 10 Seiten abzuhandeln. Angesichts des paradigmatischen Anspruchs der Untersuchung wäre an dieser Stelle durchaus eine stärkere Thematisierung der unterschiedlichen distributiven Auswirkungen von staatlichen Investitionen zu wünschen gewesen. Zumal Tausch neben dem Staatsklassen-Konzept von Elsenhans auch die neoliberale Gesellschaftstheorie von Olson (S. 115) rezipiert, in der deutlich darauf hingewiesen wird, dass staatliche Massnahmen nur zu oft eine Redistribution nach oben beinhalten und somit die Intentionen egalitärer Transfer- und Steuerpolitiken pervertieren.

Im dritten Kapitel des Buches, wo der methodische Rahmen der Untersuchung absteckt wird, sind vor allem die Innovationen auf der Ebene der Spezifikationsprobleme erwähnenswert. So wird u.a. der Tatsache Rechnung getragen, dass sich im Verlauf des Industrialisierungsprozesses sowohl die wirtschaftliche Wachstumsrate als auch die durchschnittliche Lebenserwartung nach einer anfänglichen Beschleunigung abflacht. Nachdem die Kontrolle dieser sogenannten Matthäus- und Polanyi-Effekte plausibel gemacht worden ist, betont Tausch in der weiteren Diskussion vor allem den empirischen Zusammenhang zwischen der Geburtenrate und der Einkommenskonzentration in einem Weltsample, das die sozialistischen Staaten miteinschliesst. Die beeindruckende Enge dieses Zusammenhangs legt denn auch nahe, in künftigen vergleichenden Untersuchungen zur Einkommensverteilung die Geburtenrate zumindest als Kontrollvariable mitzuberücksichtigen.

Nach einer etwas langatmigen Darstellung der gewählten statistischen Verfahren beginnt dann Tausch mit der eigentlichen Überprüfung des theoretischen Modells. Bei der Auswahl der Variablen fällt besonders auf, dass die Schlüsselgrösse in Weedes Entwicklungssoziologie, die Militärpartizipationsrate, nicht als Indikator für die sicherheitspolitische Bedrohung, sondern als Indikator für die Demokratisierung des Militärwesens, also Sozialtransformation, interpretiert wird. Weniger originell ist allerdings die inkonsistente Spezifizierung der Effekte der Penetration durch transnationales Kapital, wie sie u.a. aus den Arbeiten von Bornschiefer bekannt sind. So verunmöglicht der Autor a priori den Vergleich mit vorangegangenen Studien.

In den nachfolgenden multivariaten Analysen des vierten Kapitels, vorwiegend Regressions- und Pfadmodellen, werden dann sukzessive die Variablen des sozial-liberalen Modells mit den weltstheoretischen Variablen konfrontiert. Nachdem zunächst die Annahme von Froebel et al.

zurückgewiesen wird, wonach die Beschäftigung in freien Produktionszonen entwicklungshemmend sei, überrascht Tausch den Leser mit Regresionsmodellen, die sowohl den Weltsystemvariablen als auch der Militärpartizipationsrate im Hinblick auf die Wachstumsunterschiede und die Einkommensverteilung keinerlei Erklärungskraft zugestehen. Demgegenüber bestätigt sich auch im multivariaten Modell die distributive Relevanz der Bevölkerungsdynamik. Besser schneidet die Multipenetrationsrate erst bei der Erklärung von Unterschieden im Lebenserwartungszuwachs zwischen 1960 und 1977 ab. Immerhin ist der berechnete Koeffizient signifikant, auch wenn er im Vergleich zu den endogenen Faktoren bloss von sekundärer Bedeutung ist. Den Schluss des ersten empirischen Teils bilden einige weitere multivariate Analysen, die unterstreichen sollen, dass insbesondere demographische Faktoren, unabhängig davon, welche Indikatoren für die Humanentwicklung herangezogen werden, in der Erklärungskraft gegenüber exogenen Faktoren überlegen sind.

Ein weiteres Kapitel widmet Tausch dem österreichischen Entwicklungsmodell. Nach einer eingehenden Darstellung der Sozialgeschichte und einzelnen Querschnittsanalysen wird resümiert, dass nicht das Sozialpartnerschaftsmodell für den Entwicklungsschub nach dem zweiten Weltkrieg verantwortlich sei. Vielmehr habe die Enteignung klerikaler und adliger Besitztümer in der NS-Zeit wesentlich eine hohe Agrardichte und somit, wie das von den südostasiatischen Ländern her bekannt ist, die Wachstumschancen erhöht. Da der Faschismus der dreissiger Jahre jedoch unverkennbare Spuren hinterlassen hat und Österreich ansonsten in den multivariaten Analysen zumeist als negativer Ausreisser auffällt, bestreitet Tausch den Modellcharakter von Felix Austria.

Im Abschluss an diesen Exkurs steht der Zusammenhang zwischen soziopolitischen Prozessen und der Humanentwicklung im Vordergrund. Im Gegensatz zu den Annahmen von Deutsch, Huntington/Nelson zeigen weitere Querschnittsanalysen, dass die Öffnung des politischen Systems nicht die Entwicklungschance eines Landes reduzieren muss. Am Beispiel Brasiliens demonstriert Tausch allerdings, dass andere Diskriminierungsmechanismen diesen positiven Entwicklungseffekt der Demokratisierung kompensieren können. So habe sich die Diskriminierung der Frauen letztlich stets in überdurchschnittlichen Geburtenraten niedergeschlagen und damit die Humanentwicklung gebremst. Die lateinamerikanischen Länder werden in der Folge mit dem indischen Entwicklungsmodell verglichen, wo sich nicht zuletzt dank einer sozial-liberal gefärbten Entwicklungsstrategie in den letzten zwei Dekaden die Humanentwicklung überdurchschnittlich verbessert habe. Auch wenn die gewählten Beispiele deutlich den empirischen Gehalt der Transformationsthese unterstützen, hätte sich doch gerade beim Vergleich zwischen Brasilien und Indien zumindest eine Mitberücksichtigung der Argumente von Fields (vgl. *Poverty, Inequality and Development*, 1980) aufgedrängt. Interessant in diesem Kapitel ist auch die Wiederentdeckung des Diskurses über die Bedeutung kultureller Variablen im Entwicklungsprozess.

So weist Tausch nach, dass sowohl religiöse als auch ethnische Faktoren zumindest indirekt bei der Erklärung von Entwicklungsunterschieden eine Rolle spielen.

Das abschliessende Kapitel bietet eine Synopsis der empirischen Ergebnisse. Zu diesem Zweck greift Tausch auf das statistische Verfahren der kanonischen Korrelation zurück. Dabei werden die Weltgesellschaftsvariablen ein letztes Mal mit den am häufigsten genannten endogenen Faktoren konfrontiert. Als günstigste Voraussetzungen für ein hohes Wirtschaftswachstum erweisen sich eine gebremste Geburtenrate, eine hohe Einschulungsquote auf sekundärem Niveau und hohe Werte auf dem Aussenhandelsindex von Galtung. Dagegen verringert sich der Lebenserwartungszuwachs mit einem hohen Verarbeitungsgrad der Aussenhandelsstruktur, einer ungebremsten Bevölkerungsdynamik, einer hohen Agrardichte sowie einer substantiellen Multipenetration. Nur beschränkt lässt sich hingegen das Niveau der Einkommensverteilung bestimmen. "Wachstumsvariablen" sind tendenziell mit einer geringeren Einkommensungleichheit verknüpft, während Variablen, die den Lebenserwartungszuwachs bremsen, eher positiv mit der Einkommensungleichheit kovariieren. Anhand eines weiteren, allerdings von der Fallzahl her ($n = 40$) problematischen Modells versucht Tausch schliesslich zu belegen, dass sich eine liberale Aussenhandelspolitik, indiziert durch eine hohe Integration in die institutionellen Mechanismen der Weltökonomie und fehlenden Transferbeschränkungen gegen multinationale Konzerne, tendenziell in höheren Wachstumsraten niederschlägt.

Alles in allem bietet das Buch wohl kaum einen Anlass, das "alte" Paradigma der Weltgesellschaftstheorien zu relegieren. Ausser man setzt dieses theoretische Modell, wie das die Argumentation von Tausch zuweilen suggeriert, mit der Dependenztheorie gleich. Vielmehr drängt es sich angesichts der empirischen Ergebnisse auf, beide theoretische Modelle auch in Zukunft im Kontext einer sozio-liberalen Wissenschaftskultur miteinander zu konfrontieren und gegebenenfalls zu synthetisieren. Diese Gegenüberstellung müsste jedoch fairerweise mehr als bloss die geläufigen Dependenzindikatoren berücksichtigen (vgl. Snyder/Kick, *American Journal of Sociology*, 84, 1979). Die überaus interessante Hauptthese des Buches, wonach die politökonomischen Verhältnisse mit dem Entwicklungspotentialen staatlich definierter Gesellschaften verknüpft sind, ist im übrigen auch von Bornschie, den Tausch als prominenten Vertreter der Dependenztheorie rezipiert, nie bestritten worden (vgl. *Westliche Gesellschaft im Wandel*, 1988). Umstritten bleibt hingegen die Frage, ob die thematisierten soziopolitischen Entwicklungsfaktoren voluntaristisch zu deuten sind oder wohl eher von Weltsystemvariablen jenseits der Multipenetration bestimmt werden. Auch wenn es Tausch mit dieser umfangreichen Studie nur in Ansätzen gelungen ist, den paradigmatischen Anspruch einzulösen, bietet Jenseits der Weltgesellschaftstheorien bei allen Mängeln, die solchen Entwürfe anhaften, einen Steinbruch an intellektueller Kreativität, der sich als Pflichtlektüre für alle aufdrängt, die

sich mit der empirischen Entwicklungsforschung im allgemeinen und mit dem Big Trade-Off von Gleichheit und Effizienz im speziellen beschäftigen.

Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen
Birgit Rommelspacher (Hrg.)

Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, 1987, 247 Seiten,
Preis : Frs. 31.30

Brigitte Liebig, Psychologin lic. phil., Rainstrasse 31, CH - 8038 Zürich

Dass Erkenntnistätigkeit ein "befreiender Akt" sein kann, wird in diesem Reader dokumentiert. Die Autorinnen, tätig in der Forschung, Lehre und Praxis der Human- und Sozialwissenschaften, praktizieren hier zweierlei Befreiung: Sie selbst treten mit ihren Publikationen aus einem von patriarchalen Strukturen geprägten Wissenschaftsbetrieb heraus. Mit ihrer Kritik an einer Psychologie, welche die Geschlechterdifferenz nicht thematisiert und noch immer auf biologische Faktoren zur Erklärung geschlechtsspezifischen Verhaltens und Erlebens zurückgreift, ermöglichen sie eine längst fällige Auseinandersetzung psychologischer Wissenschaft mit feministischer Forschung.

"Weibliche Identität, "Zer-Störungen" und "Re-Konstruktionen" sind die Titel der drei thematischen Schwerpunkte, zu denen theoretisch wie forschungspraktisch sehr heterogene, durch interdisziplinäres Denken gekennzeichnete Wege gesucht werden. Vereint werden die Beiträge durch die Frage, wie in Theorie und Praxis der klinischen Psychologie patriarchale Herrschaftsverhältnisse, die traditionelle Rollen- und Arbeitsteilung der Geschlechter reproduziert und verfestigt werden. Gesellschaftlich und wissenschaftlich institutionalisierte Mythen werden in ihren Konsequenzen für das Selbstverständnis der Frau, ihre Beziehung zum eigenen Körper, ihre Rolle als Mutter und Berufstätige untersucht. Dabei werden die Widersprüche zwischen dem verinnerlichten patriarchalen Konstrukt von Feminität, und schon realisierten Freiräumen, zwischen privaten und professionellen Bewertungs- und Handlungssystemen im Bewusstsein der Frauen aufgegriffen. Immer wieder scheint auch die Frage der "Mittäterschaft" (Christina Thürmer-Rohr) der Frauen am Geschlechter(miss)verhältnis auf und verbindet sich mit der Forderung, die im Zuge der Emanzipation erkämpften gesellschaftlichen Bereiche aktiv politisch in Besitz zu nehmen.

Die Mehrzahl der hier vorgestellten Forschungsarbeiten beruhen auf qualitativen Methoden. Dies kann als Ausdruck eines zur Zeit allgemein zu beobachtenden Trends gewertet werden, welcher Subjektivität erneut entdeckt. Oder aber es deutet auf die Notwendigkeit hin, sich in der Frauen-

forschung auf subjektive Erfahrung zu berufen, um den bias eines von Männern dominierten wissenschaftlichen Diskurses, einer androzentristischen Theorienbildung und Methodik zu vermeiden.

Die Psychoanalyse als einzige, so die Herausgeberin in einleitenden Sätzen, verfügt über eine Theorie des Weiblichen. In ihrer Fixierung der Frau auf die Rolle als Mutter und als "difizitärer Mann" führe sie die gesellschaftliche Abwehr des Weiblichen in der psychologischen Theorienbildung gleichsam exemplarisch vor. Carol Hagemann-White wendet sich im ersten Kapitel des Buches mit ihrer theoretischen Arbeit zu "Macht und Ohnmacht" der Mutter einer weiteren, von der Psychologie transportierten Alltagsgewissheit zu. Sie entlarvt die Vorstellung von der (Versorgungs-) Macht der Mutter, als eine Phantasie, welche der psychischen Realität der Frau und Mutter entspricht. Reale Macht, so zeigt sie, wächst nicht aus der Ohnmacht des Kindes oder der Klienten, sondern in Abhängigkeit von kulturellen und materiellen Ressourcen, über die Frauen als Mütter oder Therapeutinnen in der Mehrzahl noch nicht verfügen. Der Mythos der allmächtigen Mutter begünstigt die Angst vor weiblicher Herrschaft auf der Seite der Männer, den heimlichen Glauben an die Überlegenheit weiblicher Praxis auf Seiten der Frauen. Das Bild der Mütterlichkeit lebt bis heute im Bewusstsein auch fachlich hochqualifizierter Frauen, bedingt deren überrepräsentation im psychosozialen Arbeitsfeld, aber auch deren berufliches Selbstverständnis, so Birgit Rommelspacher in ihrem Artikel. Während Umfragen auf einen Wandel des Berufs- und Rollenverständnisses der Frau hindeuten, weisen Statistiken auf gleichbleibende Verhältnisse in der Erwerbsbeteiligung von Frauen, der geschlechtsspezifischen Berufswahl und der familiären und beruflichen Arbeitsteilung hin. Professionalität, wissenschaftlich untermauerte Methodik bleibt Männern vorbehalten und wird von Frauen allenfalls als Orientierungshilfe und Legitimation ihres beruflichen Status angeführt.

Die Frage nach den Mechanismen weiblicher Vergesellschaftung, der Sozialisation weiblicher Identität steht im Mittelpunkt der von Frigga Haug vorgestellten Forschung. Mittels eines hermeneutischen Ansatzes zur Interpretation von Lebensgeschichten, welcher das handelnde "Subjekt Frau" in den Verstehensprozess einbezieht, werden hier Selbstverständlichkeiten gesellschaftlicher Strukturen (z.B. geschlechtsspezifische Arbeitsteilung) und weiblicher Lebenskonstruktionen (z.B. Privatheit) in ihrer Übernahme männlicher Normen aufgedeckt, hinterfragt und praktisch-politische Perspektiven gesucht.

Machtverhältnisse diktieren nicht nur Identität, ihnen unterliegen ihnen auch gesellschaftliche Definitionen von Krankheit und Gesundheit. Im zweiten Kapitel fasst die Herausgeberin eine Reihe von Arbeiten zum gesellschaftlichen Aspekt psychischen und somatischen Leidens von Frauen zusammen.

Frauen in westlichen Industrieländern leiden häufiger an psychischen Erkrankungen als Männer. Nicola Böhm diskutiert anhand umfangreichen

epidemiologischem Materials mögliche Ursachen der geschlechtsspezifischen Verteilung bzw. Diagnostik psychischer Störungen und bietet neue Interpretationen dazu an. Sie betrachtet psychisches Leiden als "Berufskrankheit" der Frau, als Resultat einer Arbeitsteilung, welche ihr die "Beziehungsarbeit" im familialen Bereich zuweist. Verantwortlich für die hohen Erkrankungsziffern von Frauen seien auch verinnerlichte Geschlechtsrollen-Stereotype, welche dem "schwachen Geschlecht" die Wahrnehmung (insbesondere leichter) psychischer Störungen sowie das Annehmen von Hilfsangeboten erlaube. Schliesslich führt sie die Unterschiede auf eine von Männern beherrschte klinisch-psychologische und medizinische Praxis zurück, wie sie sich in einer sexistischen Diagnostic spiegelt.

Spezifisch weibliche psychosomatische Krankheitsbilder thematisieren die folgenden beiden Arbeiten : Sabine Scheffler betrachtet Ess-Störungen, von denen bekanntlich vor allem Frauen betroffen sind, als Ausdruck einer "inneren Kolonisierung", als Resultat einer gesellschaftlichen und innerpsychischen Funktionalisierung des weiblichen Körpers in einer patriarchalen Gesellschaft. Ess-Störungen weisen auf die Verdrängung von "Bedürftigkeit, Sinnlichkeit und Geschlecht" im Bewusstsein von Frauen hin, auf den Verlust der psychischen Repräsentanz ihres Körpers und eine fehlende Anerkennung ihrer sexuellen Identität. Christa Schulze zeigt, wie funktionelle gynökologische Beschwerden in direkten Zusammenhang mit den Lebensbedingungen der Frau und psychosozialen Stress stehen, dem sie durch widersprüchliche Rollenerwartungen und Doppelbelastungen in ihrem beruflichen und privaten Alltag ausgesetzt sind.

Obwohl also Frauen einen grossen Teil des psychotherapeutischen und psychosomatischen Klientels ausmachen, bleibt der Patient männlich. Hierin liegt auch die Kritik Irmgard Vogts, wenn sie der klinischen Psychologie anlastet, die Gesundheitsbedürfnisse von Frauen nicht nur zu vernachlässigen, sondern sie schlicht nicht wahrzunehmen. Noch immer werden geschlechtsspezifische Probleme in Forschung und Ausbildung ausgeblendet, werden die Ergebnisse der Frauenforschung nicht in weiterführende Theorien zur Weiblichkeit, in frauenzentrierte Behandlungsansätze umgesetzt.

Die Unbeweglichkeit der Psychologie wirkt frauenfeindlich, unterstützt die unmittelbare und letztlich auch die strukturelle Gewalt gegen Frauen, wie sie sich z.B. im Abtreibungsparagraphen äussert. Roswitha Burgard widerlegt mit einfacher, überzeugender Argumentation psychopathologisierende und individualisierende Erklärungsmodelle der Psychologie zur Misshandlung von Frauen. Bis heute prägt dieses Denken nicht nur das Bewusstsein und Handeln der Institutionen und vieler Helfer, sondern blockiert auch den Widerstand der Opfer.

Welche Folgerungen entstehen aus diesen Überlegungen für die Therapie von Frauen ? Im letzten Kapitel wird dazu zunächst ein konkreter Vorschlag von Angelika Wagner vorgestellt. Ihr zunächst theoretisch Modell, führt die Autorin im zweiten Teil ihrer Arbeit anhand einer Fallstudie für die

"feministische Therapie" aus. "Frauen müssen schön sein" ist einer der (harmloseren) Imperative welche bisher, so die zentrale These, von der Frauenforschung und -therapie nur inhaltlich hinterfragt wurde. Ihre eigentliche Bedeutung aber erhalten solche Vorstellungen indem sie zu vom Individuum verinnerlichten Instruktionen werden. Das Interesse der Autorin richtet sich auf geschlechtsrollenbezogene Imperative, wie sie sich als psychologische Realität, in "typisch männlichen" und typisch weiblichen" Strategien konkretisieren und schliesslich handlungsleitend oder handlungsblockierend wirken. Behandlungsziel ist die Befähigung zur Wahrnehmung patriarchaler Vorschriften, die Anerkennung individuellen Empfindens und subjektiver Wirklichkeit, letztlich also Selbstbestimmung und Individuation. Da klare Aussagen über den theoretischen Bezugsrahmen des hier dargestellten Ansatzes fehlen, wirkt der bescheidene Anspruch der Autorin an ihr Modell veröhnlich: Es soll keine neue Therapiemethode vorgestellt werden, sondern nur ein Schritt eines Prozesses der nicht auf das psychotherapeutische setting beschränkt ist, sondern im Alltag stattfinden kann.

Der an sich so interessante Ansatz wirkt in seinem Bemühen um Wissenschaftlichkeit überrissen. So wird durchaus korrekt in Anlehnung an die Prozess- und Erfolgsvorschung versucht, den Behandlungsverlauf und -effekt der im zweiten Teil vorgestellten Therapie zu evaluieren. In den hierzu eingesetzten praepost und therapiebegleitenden Fragebögen werden hochsignifikante Veränderungswerte festgestellt. Es lässt sich nicht ausschliessen, dass es sich bei diesen Ergebnissen um methodische Artefakte als Resultat der Beobachtungs- und Messoperationen handelt. Zweifelhaft sind auch die Erfolgskriterien: Deuten das Vergessen des Imperativs oder die Aussage der Klientin, dass sie sich "wenig Sorgen macht", sie "nichts so leicht aufregen und ihr kaum etwas die Stimmung verderben kann", tatsächlich auf einen Fortschritt hin?

Mit dem Berufs- und Rollenverständnis der Therapeutin und Professionellen als wichtigem Faktor der therapeutischen Beziehung befassen sich die letzten beiden Arbeiten.

Helga Gürtler überträgt Forschungs Ergebnisse zur geschlechtsspezifischen Sozialisation konsequent auf die Frage nach männlichen und weiblichen therapeutischen Stilen. Ihre Pilotstudie zeigt, dass Therapeutinnen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen die Beziehung zu ihren KlientInnen stärker gewichten, dass sie sich empathischer, bedürfnisorientierter, egalitärer verhalten. Ihr therapeutischer Stil ist pragmatischer, weniger durch Regeln und Methoden bestimmt, häufig jedoch um den Preis eines brüchigeren Selbstverständnisses als Professionelle.

Von der traditionellen Kritik der Frauenbewegung an der Psychoanalyse löst sich keine der Autorinnen, mit Ausnahme der Psychoanalyse Andrea Hettlage-Varjas, welche deren gesellschaftskritisches Potential in ihrer Analyse der "Erfolglichen" zur Anwendung zu bringen vermag. In ihrem anspruchsvollen Beitrag beschreibt sie aus persönlicher Erfahrung das Span-

nungsverhältnis zwischen professionellen und traditionellen weiblichen Normen, die Dialektik von Anpassung und Widerstand und die Suche nach einem Selbstverständnis ohne den Verlust "weiblicher Innenräume" im Leben der erfolgreichen Frauen.

Gerade aufgrund seines feministischen Zuganges und Erkenntnisinteresses erscheint dieses Buch nicht nur für psychologisch vorgebildete und feministisch engagierte Frauen, sondern auch für Männer sehr lesenswert. Schliesslich sollte ja die Analyse des Patriarchats nicht allein Frauen vorbehalten bleiben.

Familienpolitik und Frauenfrage in der Schweiz
Silvia Grossenbacher

Verlag Rüegger, Grüşch, 1987, 236 Seiten, Preise : Sfr. 38.-

*Beat Fux, Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Birchstrasse 95, CH - 8050 Zürich*

Die Autorin fusst ihre gut strukturierte und übersichtlich gestaltete Untersuchung auf folgende Kernaussage : "Familienpolitik steht in der Gegenwart in einem unübersehbaren Spannungsfeld zur Frauenpolitik" (vgl. Arbeitsgruppe Familienpolitik : "Familienpolitik in der Schweiz"). Auf diesem Fundament entwickelt die Verfasserin eine sozialisations- und rollentheoretische Erörterung der schweizerischen Familienpolitik. Des weiteren liefert sie ein Programm für eine künftige und innovative Familienpolitik, wobei eine Menge konkret ausgearbeiteter Vorschläge und Empfehlungen unterbreitet werden, die in den Augen der Autorin in der Lage wären, zur Entspannung obgenannten Konfliktes beizutragen. Mit ihrer Arbeit greift Silvia Grossenbacher ein Thema auf, welches sich in jüngster Zeit einer zunehmenden Beliebtheit erfreut bislang aber in der schweizerischen sozialwissenschaftlichen Forschung weitgehend unbeackert geblieben ist. Die Studie wurde im Wintersemester 1985/1986 auf Antrag von Prof. H. Tuggener als Dissertation angenommen.

Silvia Grossenbacher geht in ihrer Argumentation von der Annahme aus, dass die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen einerseits auf deren *Fixierung* auf den sozialen Bereich der Familie beruht, andererseits auf damit korrespondierende *Rollennormen*. Die Ursache solcher Fixierungen erkennt die Autorin in geschlechtsspezifisch zugeschriebenen Erwerbsrollen. Diese monokausale Erklärung schint nicht unproblematisch zu sein. Die fixierten Rollenmuster haben ihrerseits die historischen Wurzeln in einer Unterscheidung, welche während der Industrialisierung entstanden ist, der Differenz von "gesellschaftlich notwendiger Arbeit" einerseits und "Arbeit im Bereich

der Familie" andererseits. In *geschlechtsspezifischen Sozialisationsprozessen* sowohl im Elternhaus wie in der schulischen Sozialisation würden solche Rollennormen unhinterfragt über Generationen weitertradiert. In diese Prozesse einzugreifen wäre demzufolge Ziel und Aufgabe jeder Familienpolitik.

Die Studie gliedert sich in sieben Kapitel. Nach einigen einleitenden Bemerkungen gibt Silvia Grossenbacher im *zweiten Kapitel* einen Überblick über aktuelle Entwicklungstrends in der Form familialer Organisation. Die Zunahme von "Ehen ohne Trauschein", sinkende Heirats- und Geburtenhäufigkeiten, Zunahme von Trennungen und Scheidungen werden als empirisches Belegmaterial beigezogen. Als Erklärungen wird zum einen die Theorie von Hoffmann-Nowotny referiert, der diese Entwicklungstrends im Bereich der Familie aus Interdependenzen struktureller und kultureller Determinanten auf makro- wie mikrosoziologischer Ebene herleitet und eine Entwicklungstendenz in Richtung einer autistischen Gesellschaft vermutet. Zum anderen wird der Ansatz von Kellerhals vorgestellt, der die "Krise" der Familie als Ausdruck von Spannungen zwischen Familie und Gesellschaft einschätzt.

In einem zum Thema hinführenden *dritten Kapitel* gibt die Autorin eine Übersicht über verschiedene neuere Studien, welche sich mit der Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft beschäftigen, respektive über Untersuchungen, die spezielle thematische Aspekte der Frauendiskriminierung behandeln (Held & Levy, Gujer, Hunziker & Hungerbühler, Ryffel-Gericke). Von diesem Material leitet Grossenbacher ihre *Grundthese* her, wonach mit dem Entstehen der Kleinfamilie im Zeitalter der Industrialisierung die funktionale Differenzierung zweier Arbeitsbereiche einhergeht: der Bereich der Produktion einerseits, jener der Reproduktion andererseits. Diese Differenzierung wird als Ursache für geschlechtsspezifische Muster im Arbeitsverhalten gesehen, was zum Entstehen korrespondierender Geschlechterrollennormen führt. Einzig in der Beseitigung dieser Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung liegt demnach die Möglichkeit zur Beseitigung der Diskriminierung von Frauen.

Das *vierte Kapitel* will mittels einer historischen Betrachtung diesen Differenzierungsvorgang nachzeichnen und dabei den Nachweis erbringen, dass die erwähnten Sozialisationsprozesse sowohl Konsequenz wie Voraussetzung dieser Form von Arbeitsteilung sind. Die Autorin versucht aufzuzeigen, wie im Sozialisationsprozess spezifisch "weibliche" Dispositionen, Fähigkeiten, Orientierungen und Verhaltensmuster vermittelt werden.

Dieser sozialhistorischen Betrachtung (*fünftes Kapitel*) setzt die Verfasserin sodann eine Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung entgegen, die sie als Sequenz von Anstrengungen der betroffenen Frauen skizziert, erlebte Formen der Diskriminierung zu überwinden. Die Darstellung ist geleitet von der Absicht, plausibel nachweisen zu können, dass die "Neue Frauenbewegung" (seit den 70-er Jahren) erstmals diese tradierten Rollenmuster pointiert als Ursache für die soziale Benachteiligung der Frau

erkannt hat, und mit dieser Sichtweise in zunehmendem Mass "Eingang in das Gedankengut offizieller Stellen" findet. Hier wird besonders deutlich, dass sich die Verfasserin als Teil dieser sozialen Bewegung versteht.

Die historischen Entwicklungslinien der schweizerischen Familienpolitik auf Ebene des Bundes und der Kantone wird im *sechsten Kapitel* angegangen. Die materialreiche Darstellung setzt - was etwas erstaunt - erst in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts ein und führt die Verfasserin zur grundlegenden Kritik, dass die bisherige Familienpolitik an der Fixierung geschlechtsspezifischer Rollenmuster nicht viel zu ändern vermochte. Die politische Durchsetzung von Postulaten, welche statt bloss Symptome zu bekämpfen deren wesentliche Ursachen beseitigen wollen, also politische Forderungen, die bestehende Formen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ausmerzen möchten, müssten nach Ansicht von Silvia Grossenbacher Ziel und Zweck der *Frauenpolitik* sein. Das setzte indes wiederum eine "höheren Beteiligung der Frauen am politischen Leben" voraus. Weil sich die Familienpolitik insgesamt auf ein Leitbild der familialen Organisation abstützt, welches nach dem Muster der diskriminierenden Arbeitsteilung funktioniert, verunmöglicht die Familienpolitik in den Augen der Verfasserin neue und "innovative Organisationsformen von Familie". Demzufolge hat die Familienpolitik Auswirkungen, die im letztlich Widerspruch stehen zu den mit ihr verbundenen familienfördernden Intentionen. *Statt die Institution Familie zu fördern, wirkt Familienpolitik sich familienfeindlich aus.* Beim Versuch diese rigorose Kritik theoretisch zu untermauern, nennt Silvia Grossenbacher fünf Spannungsfelder, in denen sich Familienpolitik jeweils vorfindet, und die bei Empfehlungen für eine künftige Familienpolitik zu berücksichtigen wären. So steht Familienpolitik :

- 1) im Spannungsfeld *unterschiedlicher gesellschaftspolitischer Auffassungen*. Bezüglich ihres politischen Handelns besteht,
- 2) ein Spannungsfeld, ob primär die *Familie als Institution* respektive die Interessen Einzelner oder einzelner *Familienmitglieder* zu stützen sind. Ein weiteres Spannungsfeld zeigt sich,
- 3) in der Diskrepanz zwischen *traditionalen* Mustern familialer Organisation und "*innovativen* Mustern des Zusammenlebens". Da nicht im vornherein als gesichert gelten kann, welche familialen Leistungen der Oeffentlichkeit unterstützungswert erscheinen, befindet sich die Familienpolitik,
- 4) im "Spannungsfeld zwischen der *Anerkennung familialer Leistungen* un dem Bestreben, sogenannte Defizite entsprechend den geltenden gesellschaftlichen *Normen festzustellen* und auszugleichen". Ein letztes Spannungsfeld ergibt sich,
- 5) aus dem Interessensgegensatz zwischen der Förderung und *Unterstützung familialer Bedürfnisse* und dem *Schutz wirtschaftlicher Interessen*.

Dieses komplexe Spannungsfeld bewirkt, dass die Durchsetzbarkeit familienpolitischer Massnahmen jeweils von der Konstellation der politischen Kräfteverhältnisse abhängt. Auf dieser Diagnose aufbauend entwickelt die Verfasserin ein Programm für eine künftige Familienpolitik. Als Grundlage ihrer Empfehlungen dient der familienpolitische Forderungskatalog, der sich in der Publikation "Familienpolitik in der Schweiz" der bundesrätlichen Expertenkommission findet. Silvia Grossenbacher ergänzt und erweitert diesen, wobei sie sich von der Vorstellung leiten lässt, dass *Familien- und Frauenpolitik sich auf eine gemeinsame Strategie einigen könnten* im Sinn einer Politik der "neuen Väterlichkeit", wie dies auch von Beck-Gernsheim vorgeschlagen wird.

Versucht man die Arbeit zu beurteilen, so sind als Pluspunkte zweifellos die kenntnisreiche und sorgfältige Aufarbeitung und Darstellung der Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung sowie der Familienpolitik seit ca. 1920 festzustellen. Der kritische oft leicht resignative Enthusiasmus, der die Autorin ins Umfeld der Neuen Frauenbewegung verortet, motivierte mich bei der Lektüre des Buches. Diese Zugehörigkeit wirkt sich andererseits aber auf die Ergebnisse der Analyse aus, was die Autorin und ihr Buch in Schwierigkeiten hineinmanövriert. Befremdlich ist etwa zunächst, dass auf die frühen familienpolitischen Diskussionen zwischen 1880 und 1920 in keiner Weise eingegangen wird (Rentenversicherung, Arbeitsschutz, KUVG, altes Eherecht). Eine relativ enge Definition von Familienpolitik dürfte diese historische Engführung erklären. Problematischer ist aber, dass diese Beschränkung meines Erachtens die Ergebnisse der Diagnose beeinflusst. So findet sich schon in dieser Phase eine Frauenbewegung, welche sich gegen die Arbeitsteilung wehrte und sich um Vermittlung von Frauen- und Familienpolitik bemühte. Oder es ist andernorts mehrfach belegt, dass familienpolitischen Massnahmen in der historischen Entwicklung sich nicht an einem einzigen, sondern an unterschiedlichen "Leitbildern von Familie" orientierten. Allzu cursorisch sind die beiden grundlegenden Kapitel zur "Situation der Familie in der Schweiz" und zur "Stellung der Frau in der Schweiz" ausgefallen. Sie sind über weite Strecken bloss Referate bekannter Studien und beziehen den Funktionswandel der Familie und den Wandel der familialen Organisationsmuster ungenügend in die Analysen ein, respektive sie verallgemeinern die Querschnittanalysen "zur Stellung der Frau in der Gegenwart" oder - zum Teil - "zur Situation der Familie" zu Längsschnittanalysen. Vergeblich sucht man ferner nach theoretischen Untermauerungen der verwendeten Sozialisations- und rollentheoretischen Konzepte. Die monokausale Erklärung der Diskrimination von Frauen aus der Arbeitsteilung und die daraus abgeleitete Wirkungslosigkeit respektive kontra-intentionale Wirkung verkennt meines Erachtens den aktuellen Stand der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Diskussion. So hätten neuere Arbeiten wie jene von F.-X. Kaufmann, K. Lüscher, F. Neidhardt oder M. Wingen mitberücksichtigt werden müssen. Als engagierte und kritisch kommentierende Materialsammlung kann und wird die Studie hoffentlich mithelfen, einen

weitgehend blinden Fleck in der schweizerischen sozialwissenschaftlichen Forschung aufzudecken und Anregungen zu dessen Beseitigung zu liefern.

Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung
Liselotte Steinbrügge

Beltz Verlag, Ergebnisse der Frauenforschung, Band 11, Weinheim, Basel, 1987, 153 Seiten, Preise : DM 24.-

Anne-Marie Käppeli, Faculté de psychologie et des Sciences de l'éducation, Université de Genève, CH - 1211 Genève

Ce tome de la série consacrée à la recherche des femmes des Editions Beltz présente l'étude faite par Lieselotte Steinbrügge, concernant le discours sur la nature de la femme au 18ème siècle. L. Steinbrügge montre comment la représentation bourgeoise de l'égalité naturelle des sexes n'a pas abouti à l'égalité mais au contraire, à une division de l'humain en deux moitiés inégales et cela précisément sur la base des principes des Lumières. Le discours sur la nature de la femme est reconstruit à travers des textes appartenant à différentes disciplines scientifiques et à différents genres littéraires.

Partant de la "Querelle des femmes" de Poulain de la Barre et discutant les écrits de Florent de Puisieux, Dom Philippe-Joseph Laffiaux, Mlle Archembault et Madame de Lambert, un chapitre est consacré à l'idéal de la femme intellectuelle. Cette discussion n'est compréhensible que sur le fond de l'anthropologie philosophique de l'époque qui redéfinit le corps féminin à travers l'utilisation émancipatrice de la nature contre une foi répressive. Mais dans l'ordre naturel des physiocrates, la femme est réduite à son corps-nature. Les textes de l'"Encyclopédie" d'Antoine-Léonard Thomas et Pierre Roussel donnent à voir que la femme, à la fin du siècle des Lumières, n'est pas un individu majeur. L'accent est mis sur la nature de la femme et sur son être émotionnel qui la destine à un rôle spécifique. Son exclusion de l'espace public et son confinement dans l'espace privé ont pour corollaire une morale privée, garante du monde des sentiments. Ainsi la femme devient le genre moral et l'attitude humaniste s'affirme comme principe féminin uniquement. L'auteur entend montrer à travers cette dimension de la "Querelle" que la normalisation de la nature féminine a non seulement pour enjeu la lutte entre les sexes, mais aussi la sauvegarde d'un reste d'humanisme dans une société dont la reproduction économique se base sur la "lutte de tous contre tous". La femme a alors pour fonction de combler le vide moral du monde économique des hommes en incarnant l'instance morale.

Le type idéal de la nature féminine est reconstruit à partir des esquisses littéraires de la féminité (textes de Denis Diderot, Suzanne Simonin et Jean-Jacques Rousseau). C'est la position de Rousseau qui a trouvé le plus grand échec. Ses écrits ont grandement contribué à la construction du "caractère féminin" et à son ancrage dans la conscience collective en tant que dimension naturelle et constante anthropologique. L'auteure critique la méthode utilisée par Paul Hoffmann, dans son ouvrage "La femme dans la pensée des Lumières" (1977), notamment le fait qu'il mette la femme du côté du subjectif et qu'il se soustraie à l'analyse critique. Lieselotte Steinbrügge a réussi à faire le lien entre le discours sur la femme et le discours scientifique de l'époque des Lumières. Son analyse critique des textes, fondée sur une réflexion épistémologique nouvelle, interresera donc celles et ceux qui font l'histoire de la biologie et de la médecine, de l'anthropologie et de l'histoire ainsi que de la philosophie morale.

Die freie Frau. Soziale Utopien des frühen 19. Jahrhunderts
Elke Kleinau

Patmos Verlag, Düsseldorf, 1987, relié, 248 pp., Prix : DM 34.-

*Anne-Marie Käppeli, Faculté de psychologie et des Sciences de l'Education,
Université de Genève, CH - 1211 Genève*

L'analyse des utopies sociales du début du 19^e siècle d'Elke Kleinau constitue un nouveau volume de la série didactique en histoire des femmes, dirigée par Annette Kuhn. C'est une contribution indispensable pour la discussion actuelle sur l'égalité des sexes puisque c'est précisément dans les esquisses théoriques et les expériences pratiques des socialistes utopiques que se trouvent les points d'ancrage d'une nouvelle égalité entre hommes et femmes.

Elke Kleinau présente les aspects les plus importants de la théorie de l'émancipation de la femme dans les "écoles" des socialistes utopiques : Saint-Simon, Charles Fourier et Robert Owen. Son point de vue féministe lui permet une interprétation critique des textes. Pour la première fois, cette chercheuse prend aussi en compte des théoriciennes utopiques telles que Claire Démar, Pauline Rolland et surtout Anna Wheeler.

Quels sont, pour l'émancipation de la femme, les thèmes importants discutés dans ces "écoles" du mouvement social du début du 19^e siècle ? Claude-Henri de Saint-Simon (1760-1825), lui-même, n'aborde pas encore la question ; mais à l'école saint-simonienne, fondée à Paris après sa mort, l'émancipation de la femme fait l'objet de discussions virulentes au point qu'en 1831 les points de vue divergents des deux pères de l'école, Saint-Amand

Bazard et Barthélémy-Prosper Enfantin provoquent une rupture. Les discussions s'enflamment autour du nouveau code moral critiquant le mariage monogame chrétien et postulant la légitimité de relations d'amour non-exclusives. La division de l'école est en France à l'origine d'un mouvement de femmes socialistes autonomes. Celui-ci élargit le concept d'émancipation saint-simonien, fondé sur la morale sexuelle, pour y intégrer des aspects économiques empruntés au fouriérisme. Il réclame l'émancipation de la femme par la suppression de la division entre travail ménager et travail professionnel. Son utopie va dans le sens de petites coopératives de production et de reproduction inspirées par le nouvel ordre social fouriériste.

Charles Fourier (1772-1837) est, parmi les socialistes utopistes, celui qui a marqué le plus la discussion autour de l'émancipation de la femme. Son influence se remarque non seulement chez certaines de ses contemporaines, telles que Flora Tristan et George Sand, mais aussi chez des théoriciens socialistes plus tardifs tels que Friedrich Engels, Auguste Bebel et Karl Kautsky. Il ne se limite pas à critiquer le statut de la femme dans la société bourgeoise et à envisager une réorganisation du travail, il met également en lumière la question de la femme à travers ses idées sur l'éducation des enfants.

Dans les écrits et la pratique du socialiste utopique britannique Robert Owen (1771-1858), la question de l'émancipation de la femme occupe une place plus marginale que chez Saint-Simon et Fourier. Owen n'a pas développé de *théorie* de l'émancipation de la femme, mais de sa théorie de la formation du caractère, de l'organisation coopérative du travail ainsi que de sa critique du mariage bourgeois, le mouvement ouvrier anglais a pu dégager des apports théoriques significatifs pour sa lutte en faveur de l'émancipation politique des deux sexes.

La collaboration entre William Thompson (1775-1833), le théoricien oweniste le plus important, et Anna Wheeler (1785-?) est à l'origine du pamphlet le plus radical en faveur de l'émancipation de la femme parmi les socialistes utopiques. Pendant longtemps, W. Thompson fut considéré comme auteur unique du pamphlet "An Appeal of One Half the Human Race". Mais aujourd'hui, il est évident que sa vraie initiatrice fut Anna Wheeler.

Dans la deuxième moitié du 19^{ème} siècle, les idées émancipatrices du socialisme utopique français et anglais furent soit oubliées, soit mises à l'écart sous prétexte de non-scientificité. Aussi les protagonistes du premier mouvement des femmes les ont peu utilisées. Or aujourd'hui, la recherche féministe met au centre de son analyse la division sexuelle du travail et son rôle dans la reproduction des relations de pouvoir patriarcales. La femme libre des socialistes utopiques deviendra-t-elle, cette fois-ci, un futur possible pour les femmes et les hommes de la fin de ce siècle ? Le défi est lancé aux chercheuses féministes, en Suisse comme ailleurs !

Die Entwicklung von Klassenstrukturen in der EG und in Nordamerika
 Thomas Hagelstange

Campus Forschung, Frankfurt/Main, 1987, 465 Seiten, Preise : DM. 78.-

Heinrich Zwicky, Soziologisches Institut der Universität Zürich
Birchstrasse 95, CH - 8050 Zürich

Die Habilitationsschrift von Hagelstange stellt einen der - leider nach wie vor seltenen - Versuche dar, theoretische Grundfragen der Ungleichheitsforschung mit empirischen Daten zu konfrontieren. Dabei sind die theoretischen Grundfragen aus der marxistischen Theorie hergeleitet, die empirische Ueberprüfung erfolgt im Rahmen einer makrosoziologischen Analyse von neun hochentwickelten Ländern (EG-Mitglieder sowie USA und Kanada als Vergleichsbasis).

Ich möchte vor allem auf drei Aspekte dieser Arbeit von Hagelstange eingehen, nämlich zunächst auf seine theoretische Interpretation des marxistischen Ansatzes, sodann auf die daraus abgeleiteten Forschungshypothesen und schliesslich die auf empirischen Ergebnisse.

1. Marxismusinterpretation und Klassenanalyse

Der theoretische Ansatz von Hagelstange lässt sich innerhalb der marxistischen Diskussion durch zwei wesentliche Merkmale charakterisieren. Zunächst einmal setzt er sich ab von einseitig strukturorientierten Marxismusinterpretationen, für die alle Ueberbauphänomene reine Reflektionen der ökonomischen Struktur (Basis) darstellen :

"Es sollte darüber hinaus deutlich gemacht werden, dass Marx weder als Strukturfetischist zu charakterisieren ist, der die Kategorie des sozialen Handelns systematisch vernachlässigt, noch dass er das Verhältnis von Basis und Ueberbau als einseitig determiniert ansieht." (S.27)

Diese behauptete handlungstheoretische Ausrichtung des Marxismus wird von Hagelstange dann aber im folgenden zu wenig konsequent berücksichtigt und diskutiert, vor allem nicht im Zusammenhang mit den empirischen Resultaten im 2. Teil seiner Arbeit. Wenn er dort beispielsweise feststellt, dass sich die Klassenstrukturen der untersuchten Länder einander annähern, so würde sich doch die Frage stellen, was dieses Ergebnis für die vorgeschlagene handlungstheoretische Marxismusinterpretation bedeutet.

Zweitens weist Hagelstange auf den zentralen Stellenwert der Klassenanalyse im historischen Materialismus hin und diskutiert in einem separaten Kapitel die wesentlichen Streitpunkt innerhalb dieses Diskussionszusammen-

hangs. Hagelstange weist dann auch darauf hin, dass die Kategorie des Einkommens (der "Revenue") eine zentrale Bedeutung innerhalb der marxistischen Klassenanalyse hat (S.46), dass diese aber auf die Beziehungen in der Produktion rückgekoppelt werden müsse (S.48).

Schliesslich liefert Hagelstange immer unter Bezugnahme auf Marx selber - auch eine interessante Detailanalyse der vertikalen Beziehung zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern (S.51), die dann allerdings im empirischen Teil nicht weiter verfolgt wird.

2. Hypothesen zur Veränderung der Struktur der Erwerbsbevölkerung

Einer empirischen Prüfung zugeführt werden dagegen die Überlegungen von Marx zu Veränderungen in der Struktur der Erwerbsbevölkerung kapitalistischer Staaten. Dabei weist Hagelstange selbst darauf hin (S.49), dass damit der mindestens ebenso aktuelle Problemkreis des Verhältnisses von Erwerbstätigen und Nicht-Erwerbstätigen ausgeklammert wird. Es geht Hagelstange also um die Frage, welche Hypothesen zur Entwicklung der Struktur der Erwerbstätigen in kapitalistischen Gesellschaften sich aus dem "historischen Materialismus marxistischer Prägung" ableiten lassen.

Dabei kommt Hagelstange zum Schluss, dass (a) ein Rückgang der in der Landwirtschaft Beschäftigten durch eine Nachfrageverschiebung weg von landwirtschaftlichen Produkten zu erwarten ist (S.73), (b) die Zahl der "aktiv fungierenden Kapitalisten" im Vergleich zur Gesamtzahl der Lohnarbeiter abnimmt (S.72), (c) der Beschäftigtenanteil im Dienstleistungssektor aufgrund des dortigen unterdurchschnittlichen Produktivitätsniveaus steigt (S.74) und, (d) die empirisch festgestellte Zunahme der Staatsbeschäftigung aus der marxistischen Theorie nicht eindeutig hergeleitet werden kann (S.67).

Eine weitere wesentliche Entwicklungstendenz stellt nach Hagelstange die zunehmende Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise und damit die Reduktion der als "alte Mittelklasse" bezeichneten selbstarbeitenden Produktionsmitteleigentümer dar (S.78).

Im Zusammenhang mit dieser Kategorie von Erwerbstätigen geht Hagelstange dann aber leider nicht darauf ein, inwieweit sie angesichts neuester Entwicklungen in der Arbeitswelt nicht eher als "neue Mittelklasse" zu interpretieren wäre, deren Umfang heute wieder zunimmt. Zu denken wäre hier beispielsweise an die Gründung von Kleinbetrieben beispielsweise in der EDV - Branche oder an "selbständige Professionals" wie Anwälte, Wirtschaftsberater etc.

Die Arbeit von Hagelstange hält sich in ihren theoretischen Überlegungen relativ eng an die marxistische Theorietradition. Dadurch geht ihr einerseits eine innovative Interpretation neuerer Entwicklungstendenzen in der

Klassenstruktur ab, andererseits aber zeigt sie systematisch auf, wo die marxistische Theorettradition Defizite aufweist. In dem Zusammenhang sind auch die "Nullhypothesen" zu erwähnen, d.h. die Veränderungen in der Struktur der Erwerbsbevölkerung, die sich aufgrund des konventionellen marxistischen Theoriegebäudes nicht näher bestimmen lassen. Hierzu gehören - wie erwähnt - einerseits die Erwerbsquote selbst (S.85) und andererseits beispielsweise das Verhältnis von staatlichen und nicht-staatlichen Lohnarbeitern (S.83).

Die Ausführungen von Hagelstange (S.70) zeigen somit auch, dass die marxistische Theorie in Bezug auf die Herleitung von Veränderungen in der Struktur der Erwerbsbevölkerung aufgrund der kapitalistischen Entwicklungslogik doch relativ "unscharf" bleibt.

Im Rahmen dieser Diskussion der Entwicklungstendenzen in der Erwerbsstruktur kommt Hagelstange auch auf die Aussagen von Marx über die Auswirkungen der technischen Entwicklung (des "vermehrten Einsatzes von Maschinerie", S.68) zu sprechen, ohne diese Ausführungen aber zum Zentrum seiner Betrachtungen zu machen. Hier läge m. e. ebenfalls eine interessante Weiterfüh- und Aktualisierungsmöglichkeit der Arbeit von Hagelstange.

Die Folgerung der marxistischen Theorie in Bezug auf die Auswirkungen der technischen Entwicklung ist - in Anlehnung an Ricardo -, dass vor allem die Mittel zunehmen, die für die Kapitalbildung und die Bezahlung der Arbeiter bestimmt sind. Das heisst dann auch, dass sich die Mehrwert rate erhöht. Als weitere Folge dieses erhöhten Mehrwertes führt Marx dann im "Kapital" aus, dass die "Kapitalistenklasse samt Anhang" vergrössert werde.

3. Empirische Analysen

Die empirische Analyse im zweiten Teil der Arbeit zeigt dann mit Hilfe einer ausführlichen Dokumentation auf, wieweit die postulierten Thesen zur Veränderung der Struktur der Erwerbsbevölkerung in den untersuchten Staaten bestätigt werden. Diese Analysen werden in einer sehr differenzierten Weise durchgeführt, d.h. dass beispielsweise die Proletarisierungsthese (Zunahme der Zahl der Lohnabhängigen im Vergleich zu den Kapitalisten) nicht nur für die Erwerbstätigen insgesamt, sondern auch für einzelne Produktionsbereiche separat untersucht wird.

Als Ergebnis kann festgehalten werden (S.126), dass sich in praktisch allen Ländern (Ausnahme Grossbritannien) und den meisten Produktionsbereichen zwischen 1960 und 1982 eine Proletarisierung, d.h. eine Zunahme der abhängig Beschäftigten vollzogen hat (vgl. auch Abbildung 1, S.114). Allerdings hat sich die Stärke dieser Entwicklung in der zweiten Hälfte der Beobachtungsperiode verlangsamt (S.114). Dieser Rückgang der Proletari-

sierung wird von Hagelstange in einer relativ apodiktischen Ad-hoc Interpretation auf einen Rückgang des Wirtschaftswachstums zurückgeführt (S.115).

In einem eigenen Kapitel V (S.165) wird dann noch etwas ausführlicher auf den Einfluss der Konjunkturzyklen auf die Veränderungen in der Struktur der Erwerbsbevölkerung eingegangen, wobei sich hier dann im Gegensatz zur oben erwähnten Ad-hoc Interpretation zeigt, dass die Konjunktur gerade die Zahl der nichtabhängig Erwerbstätigen nicht beeinflusst, wogegen die Zahl der (im Profitsektor) abhängig Beschäftigten positiv und die Arbeitslosenzahl negativ mit der konjunkturellen Lage verknüpft ist (S.176).

Ein weiteres Kapitel (VI) gilt - wie oben erwähnt - der Frage wieweit die Struktur der Erwerbsbevölkerung in den untersuchten Ländern allgemein und zwischen EG- und Nicht EG-Ländern im speziellen konvergiert. Dabei kommt Hagelstange zum Schluss (S.207), dass sowohl die Struktur der Erwerbstätigen als auch die Produktionsbereichsstruktur in den untersuchten Ländern ähnlicher geworden ist und, dass diese Angleichung nicht ein Prozess ist, der sich auf die EG - Staaten beschränkt.

Die Arbeit von Hagelstange stellt insgesamt eine gut dokumentierte, vergleichende Darstellung der empirischen Entwicklung der Erwerbsstruktur dar. Gleichzeitig wird auf der theoretischen Ebene eine interessante Fragestellung systematisch angegangen. Dabei ergeben sich aber zwischen den beiden Hauptteilen der Arbeit ("Theorie" auf der einen und "Empirie" auf der anderen Seite) verschiedene Uebereinstimmungsprobleme, die m.e. stärker reflektiert werden müssten. So vermisse ich eine Diskussion der Frage, wieweit sich die untersuchten Thesen ausschliesslich aus der marxistischen Theorie ergeben oder, ob nicht auch andere Ansätze beispielsweise einen Rückgang der Selbstständigerwerbenden vorhersagen würden. Zweitens wird die marxistische Klassenfrage in der vorliegenden Untersuchung auf die Frage der quantitativen Besetzung verschiedener Kategorien von Erwerbstätigen reduziert, während das vertikale Verhältnis zwischen diesen Kategorien zumindest im empirischen Teil und der abschliessenden Interpretation ausgeklammert wird. Dieses "vertikale Verhältnis" aber, d.h. die Frage, ob sich beispielsweise das Wohlstandsniveau der Selbstständigen im Vergleich zu den abhängig Beschäftigten verändert hat, wäre m.e. ein ebenso wichtiges Element einer marxistischen Klassenanalyse.